

Rothe Nasen.

Von Dr. Max Schreiber.

Sobald der erste Frosttag in das Land kommt, gewinnt das Thema: 'Rothe Nasen' großes Interesse. Denn Chrono de Bergeret, der mit seinem Ungetüm von Nase die Tragik der forperlichen Häßlichkeit predigt, hat die Aufmerksamkeit aller literarischen und theaterbesuchenden Kreise wieder einmal auf die Häßlichkeit der Nase, das Gesicht unter Umständen in der schmerzlichen Weise zu entstellen, hingelenkt. Aber eine Nase braucht nicht einmal in der Form besonders häßlich zu sein, ja ihre Gestalt kann sogar den ästhetischen Anforderungen völlig genügen, und trotzdem ist sie im Stande, dem Träger durch ihr Aussehen ernste Unannehmlichkeiten zu bereiten. Wenn ein solcher Gesicht das ganze Haus zieren soll, so muß er nicht allein an und für sich schön sein, sondern er muß auch in den ganzen Stil des Hauses hineinpassen; d. h. auf die Nase abgesehen von ihren sonstigen Qualitäten angewandt: sie darf nicht durch ihre Farbe auffallen; in ein rothes Gesicht kehrt keine Blasse, in ein blaßes Gesicht keine rothe Nase.

Wie häufig das letztere statt hat, weiß jeder; auch ist es nicht neu, daß bei dem Anbeter, der selbst der Inhaber einer roten Nase meistens eine gewisse Verliebe für alkoholische Getränke vorausgesetzt wird, und daß es gerade dieser Verdacht ist, welcher den Betroffenen seinen Schönheitsfehler doppelt schwer empfinden läßt. Vielleicht ist es da nicht ohne Interesse, der Entstehung der Nasenröthung näher zu treten, ihre Gründe aufzudecken und kurz die Art der Behandlung zu streifen.

Das Blut ist es, welches den rothen Farbenton in unserer Haut hervorbringt; in zahllosen oberflächlich gelegenen Hautgefäßen pulsiert es und je nachdem es dieselben mehr oder minder füllt, wird es die Haut röther oder blässer erscheinen lassen; bis zu einem gewissen Grade sind diese Unterschiede in der Rothfärbung jedem Gesunden eigen thümlich und völlig normal; so wird eine erhöhte Herzthätigkeit — bei sonst normaler Blutbeschaffenheit und Menge — sich durch vermehrte Blutzufuhr in die Hautgefäße und Röthung der Haut bemerkbar machen; Gemüthsbewegungen wie Zorn und Scham werden das Blut in den Kopf steigen lassen und Gesicht und Hals rüthend und roth färben; Wärme wird eine Erschlaffung und Erweiterung der Hautgefäße herbeiführen und dadurch größeren Mengen Blutes Platz schaffen. Aber auch das umgekehrte tritt ein: ein nur noch schwach und mangelhaft funktionierendes Herz vermag nicht mehr das Blut bis in und durch die entferntesten kleinsten Hautgefäße zu treiben und am größten ist, zu diesem, und mit Recht spricht man von einem „Erblassen im Tode“; jedoch auch weniger ernste Umstände lassen das Blut nicht an die Oberfläche des Körpers treten; auch der Frost läßt den Reiz erlöschen.

Und hiermit kommen wir auf unser Thema zurück. Wenn nämlich der Frost die Hautgefäße zwingt sich zusammenzuziehen und trotz des unter hohem Drucke kullerenden Blutes ihrem Umwege zu verringern, so läßt er sie eine unwillkürliche Arbeit verrichten. Nun ist es aber ein Gesetz in der Lehre von den Lebensverrichtungen, daß jeder Anstrengung schnell die Ermüdung, jeder Ueberanstrengung, besonders wenn sie Muskel- an die ihm zugemuthete Arbeit nicht gewöhnt ist, die Uebermüdung folgt und in unserem Falle wird die Kontraktion der Gefäße bei andauernder Frostwirkung von einer Lähmung derselben begleitet sein. Der besonders bevorzugte Angriffspunkt für die Kälte ist das Gesicht und hier wieder neben den Ohren die Nase; das Organ wird also ganz besonders der Gefahr der Gefäßlähmung ausgesetzt sein. Geht diese Lähmung nun nicht wieder zurück, sondern haben die Gefäße eine dauernde Einbuße an Elastizität erlitten, so bieten sie fernherhin dem Blutdruck nur einen schlaffen Widerstand und das Blut wird sich frei in die seinem natürlichen Druck nicht mehr gewachsenen Arterien ergießen. Dieses Fluß von Blut, welches auf solch kleinem Raum wie der Nase zur Vertheilung kommt, verleiht denselben eine im Vergleich zur Umgebung erheblich erhöhte Röthe und die gesüchtete „rothe Nase“ tritt in die Erscheinung. Das fatalste an ihr ist, daß es nicht dabei bleibt; die gelähmten Gefäße erweitern sich unter dem ständigen auf sie einwirkenden Blut druck immer mehr und mehr, und es entstehen neben der allgemein verbreiteten Röthe jene bekannten, eigenthümlich geschlängelten, deutlich sichtbaren Aderaden. Aber auch in der Form geht allmählich bei einer solchen roten Nase eine Veränderung vor sich; sie wird bei der Uebernähmung mit Blut größer und dicker und es entstehen mit der Zeit und unter Mitwirkung der nicht mehr normal funktionierenden Talgdrüsen der Nase häßliche Wulstbildungen, welche der Volksmund „Knollen- oder Pfundnase“ nennt.

Zum Glück fallen Elastizität und Kontraktionsfähigkeit der Gefäßwandungen nicht ohne weiteres einer einmaligen derartigen Kälteattacke zum Opfer, sondern in den allermeisten Fällen tritt nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder eine vollständige Erholung ein; sehr wohl können aber bei einer Summierung dieser Attacken die Gefäße endlich in Mitleidenschaft gezogen werden, besonders, wenn die ein-

zelnen an sich vielleicht belanglosen Schädigungen in kurzen Zwischenräumen einander folgen und den Gefäßen keine genügende Zeit zur Einholung bleibt. Dieser Gefahr sind vor allem Personen ausgesetzt, deren Beruf sie zwingt, unbemüht um die Witterung sich im Freien aufzuhalten. So kommt es denn, daß Kutscher, alte Seeleute, Briefträger u. s. w. in zahlreichen Fällen die oben geschilderte Nase in mehr oder weniger vorgeschrittener Form zur Schau tragen. Häufig wird das Uebel bei ihnen dadurch gemildert und weniger auffällig, daß auch die umliegenden Gesichtspartien von Wind und Wetter, Sonne und Kälte ebenfalls geröthet und gebräunt sind, der eigentliche Kontrast also fehlt.

Nur selten kommt es in der Medizin vor, daß ein krankhafter Zustand auf nur eine Ursache zurückzuführen ist; meistens haben mehrere Umstände einander beiseite und ergänzen zusammengewirkt, um ein Krankheitsbild herbeizubringen. Auch bei der roten Nase ist dies der Fall, und neben der Kälteeinwirkung kommen auch noch andere ursächliche Momente in Betracht.

Als bekannte Thatsache kann es ja wohl gelten, daß gerade die Angehörigen der oben aufgezählten Berufsarten in dem wohl nicht ganz unbedeutenden Maße, mehr oder weniger starkem Genusse alkoholischer Getränke zu sein, und man kann die zweifelhafte Frage aufwerfen, ob nicht gerade der Alkoholgenuss die Hauptursache der roten Nase ist und die geschilderten Kälteeinwirkungen eine gelegentliche Nebenrolle beim Zustandekommen des Uebels spielen.

Der Einwand ist nicht unberechtigt und nicht leicht zu widerlegen. Daß der übermäßige Genuss alkoholischer Getränke in unserer Frage nicht unbedeutend ist, muß ohne weiteres zugegeben werden; aber im großen ganzen wird seine Wirkung überschätzt. Jedenfalls giebt es überaus zahlreich, Trinker, welche nicht unter der roten Nase zu leiden haben und andererseits sind zahlreiche Inhaber einer solchen abstrahlenden Nase, die ohne jeden Alkoholgenuss leben. Der Grund, weshalb der gewohnheitsmäßige und trügliche Genuss des Alkohols eine dauernde Röthe des Gesichts hervorruft, kann ist, daß der Alkohol nach anfänglicher Erregung der Blutgefäße in größeren Gaben genossen durch die Ueberreizung eine Lähmung der Gefäße herbeiführt; von ihr rührt die bekannte Gesichtsröthe bei einer längeren Weins- oder Biergenuss her. Und ähnlich wie bei der wiederholten Kälteeinwirkung auch die Elastizität abnimmt, so wird dieselbe auch bei dem tagtäglich sich wiederholenden Genusse alkoholischer Getränke allmählich bis zur völligen Lähmung geschwächt. Während es aber sehr wohl zu verstehen ist, warum die frei hervortretende Nase der Lieblingsangriffspunkt für Kälte ist, ist es nicht leicht einleuchtend, warum das gleiche für den Alkohol der Fall sein soll. Daß bei allgemeiner Röthung des Gesichts die Nase nicht blaß bleibt, ist klar, aber warum sie allein der Vorliebe ihres Besitzers für geistige Getränke zum Opfer fallen soll, weiß weniger. Und doch ist die Ueberzeugung, daß beide — gewohnheitsmäßiger Alkoholgenuss und rothe Nase — in enger Beziehung zu einander stehen, so unerschütterlich fest gegründet im Volksglauben, daß nur vergeblich daran gerüttelt werden kann. Ist doch sogar die Art der Nasenröthung als diagnostisch verwertbar erklärt worden, in der Art, daß man den Biertrinker an seiner blauroth gebundenen, den Weintrinker an seiner lebhaft roten Nase und den Konsumanten von Branntwein an seiner dunkelblauen und glatten Nasenbau erkennen will. Ich glaube, daß man hierin zu weit geht und häufig sich einer Ungerechtfertigkeit schuldig macht, wenn man in einer so diffizilen Frage mit solcher Bestimmtheit vorgeht.

Um so mehr als auch der als so harmlos geltende Kaffee genossenschaft und übermäßig genossen aus ähnlichen Gründen wie der Alkohol das mitleidige Roth auf die Nase zu zaubern im Stande ist. Denn eine ähnliche Reizung der Gefäße wie der Alkohol hat auch das Caffein, der physiologisch in Betracht kommende Bestandteil des Kaffees, zur Folge. Und auch beim Caffein folgt der anfänglichen Reizung und Ueberreizung die Erschlaffung und Lähmung der Gefäße; nimmt diese Lähmung dann schließlich einen dauernden Charakter an, so kann sie dieselben Erscheinungen zur Folge haben wie die Lähmung nach Kälte oder Alkohol. Auch hier ist es ja schwer verständlich, warum gerade die Nase als ein dem Kaffeegegenstand zum Opfer fallen und ein Hauptstadium für das Ziel an Kaffee sein soll, aber wenn wir den Zusammenhang zwischen rother Nase und alkoholischen Getränken zugeben, müssen wir auch einen solchen zwischen ihr und dem Kaffee konstatieren; was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.

Während der übermäßige Genuss alkoholischer Getränke mehr ein Lafter der Männerwelt ist, handelt es sich beim mähräuchlichen Zuziel des Kaffees mehr um eine Gewohnheit der Frauen; zum Glück wird in den Kreisen, in welchen wahre Ströme Kaffees verfließen, mehr auf die Menge als auf die Stärke desselben gesehen; sonst würden wohl auch die Folgen für Magen, Nerven- und Gefäßsystem, und damit auch für die Nase weniger harmlos sein. Er bildet aber nicht die einzige Gefahr, welcher sich unsere Frauenwelt in Bezug auf das Entstehen

der roten Nase aussetzt; auch der Schleier, der den Gesichtern unserer Damen einen so liebenswürdigen Reiz verleiht und bei kaltem, windigen Wetter von ihnen als ein unentbehrliches Schutz empfunden wird, birgt tückische Gefahren in sich.

Hier muß ich etwas weiter aussholen; zwei Thatsachen sind es, welche hier in Betracht kommen. Die eine ist, daß die Luft je nach ihrer höheren oder niedrigeren Temperatur mehr oder weniger Feuchtigkeit zu fassen imstande ist; daß also bei gleicher Feuchtigkeit eine hochtemperirte Luft klar sein kann, während eine niedrig temperirte nebligen Niederschlag zeugt. Die andere ist, daß beim Schmelzen des Eises und Schnees Wärme gebunden wird, d. h. daß der Uebergang des Eises und Schnees in den flüssigen Aggregatzustand eine große Menge Wärme in Anspruch nimmt, welche der Umgebung entzogen wird. Diese physikalischen Thatsachen verwerthen wir ja tagtäglich praktisch in Form des Eisstrantes und des Eisfahlers, in denen durch das Schmelzen des Eises die Speisen und Getränke kühl gehalten resp. erwärmt werden. Während nun die mit Feuchtigkeit reichlich beschwerte Ausathmungsluft von der warmen Sommerluft ohne weiteres aufgenommen wird und sich mit ihr unseren Augen unmerkbar vermischt, beginnt in den kühleren Herbsttagen ein Theil dieser Feuchtigkeit als Hauch sichtbar zu werden, als der der Ausathmung; daß dies auch wirklich der Fall ist, kann man ohne weiteres daran sehen, daß der Ausfall und die Verdichtung der Ausathmungsluft zum dampfförmigen Hauch erst jenseits des Schleiers beginnt. Diese feuchtwarne Luft in dem Zwischenraum höht nun in ihrer nächsten Nachbarschaft auf die wesentlich weniger gesüchtete und daher kühlere Nasenpitze; denn hier liegt ja der Schleier dicht an und seine wärmende Kraft ist daher nur eine verschwindend geringe. Die Folge ist, daß sich die Luft des Zwischenraumes hier jäh abkühlt und ihre Feuchtigkeit nicht mehr zu halten vermag; vielmehr schlägt sich diese als wasserbeladene Flüssigkeit auf der Nasenpitze und deren Umgebung nieder. Während nun die Umgebungstemperatur versucht, diesen Niederschlag zum Gefrieren zu bringen, ist es das Bestreben der Zwischenraumsluft, den Niederschlag wieder zu erwärmen und in sich aufzunehmen, also kurz gesagt zu verdunsten, was ihr auch theilweise gelingt. Bei der Verwandlung von Wasser in Dampf wird aber ebenso intensiv Wärme gebunden wie bei der von Eis in Wasser, der Nasenpitze wird mithin bei diesen ständigen Verdunstungsversuchen eine Fülle von Wärme entzogen. Je größer die Differenz zwischen der Wärme der Athmungs- und der Umgebungsluft ist, um so jäh und stärker wird diese Wärme-Entziehung sein, und die Gefahr des Schleiers wächst mit der Zunahme der Kälte.

Vielleicht ist es dieser noch nicht genügend bekannte und gewöhnliche Vorgang, welcher bei so zahlreichen Frauen die Ursache der peiniglichen Nasenröthe ist. Denn daß diese, ich möchte sagen künstliche Durchfärbung der Nase allmählich im Laufe der Jahre die gleichen Folgen nach sich ziehen kann, wie es die zu Anfang der kleinen Abhandlung geschilderte natürliche That, bedarf wohl keiner weiteren Worte. Daß neben noch krankhafte Wöthungen der Nase beim weiblichen Geschlecht vorkommen, welche auf Störungen seines so überaus sensiblen und zarten Gefäßschleimorganismus beruhen, sei — da dies von zahlreichen Autoritäten auf diesem Gebiete beobachtet ist — ohne weiteres zugegeben. Nur glaube ich, daß mancher Fall von rother Nase auf weniger räthselhafte Weise gedeutet werden kann, wenn man sich die obigen Ausführungen vor Augen hält.

So wären wir den Hauptursachen der roten Nase gerecht geworden; wenn wir noch kurznotizhalber von der roten Nase nach langandauernden strengen Kaltwassernotiz nehmen und dem mehrfach beobachteten Thatsache vom Zusammenhange der roten Nase mit verdorbenem Magen und Verdauungsbeschwerden Raum geben, können wir unser Thema als erschöpft betrachten. Es fragt sich nun, wie vermeiden wir das Zustandekommen der roten Nase und wie beseitigen wir das Uebel, wenn es einmal eingetreten ist.

Leicht gesagt, aber schwer befolgt ist der Rath: Vermeide die Schädlichkeiten, welche die rote Nase zur Folge haben.“ Denn diese schädlichen Momente sind nicht nur zahlreich, sondern auch — theilweise wenigstens — kaum zu umgehen. Außerdem verhält es sich mit der Disposition zur roten Nase wie mit der zu jeder anderen Krankheit: Bei dem Einen behält die Nase ihre natürliche blaße Farbe, trotzdem er sie sämtlichen diesbezüglichen Gefahren aussetzt, bei dem andern genügt eine kaum nachweisende Gelegenheit, um die Ursache der krankhaften Reizung zu werden. Sich und seine Natur kennen und demgemäß sein Leben einrichten, ist die schwere aber dankbare

Aufgabe eines jeden; und das gilt auch für unseren Fall.

Ist das Uebel erst einmal da, so ist zur Beseitigung desselben ärztliche Behandlung nöthig. Die höheren Grade der roten Nase, ich meine die häßlichen Umwandlungen derselben zur Pfund- und Knollennase, erfordern eine Operation, eine Himmegnahme des Ueberflüssigen. Zum Troste der Leserinnen sei übrigens gesagt, daß diese Verunstaltungen bei Frauen unendlich viel seltener sind als bei Männern; das Warum? dieser Thatsache ist nicht bekannt, das Faktum selbst steht aber fest. In den ersten Graden des Leidens führt eventuell noch ein Salbentur zum Ziele, später jedoch, wenn erst die Blutzufuhr eine abnorme geworden ist und die Ausdehnungen der Ueberdehnung deutlich wahrzunehmen sind, kann nur eine Verödung der Gefäße zum Ziele führen. Dies geschieht durch oberflächliches Ausschneiden derselben. Ist das Messer schon haarscharf und beist der Arzt eine leichte geübte Hand, so ist das Verfahren fast völlig schmerzlos und hinterläßt keine Narben. Um den eintretenden Erfolg zu sichern und dauernd zu gestalten, muß allerdings der Arzt auch in dem speziellen Falle schädigende Ursache herauszufinden und unwirksam zu machen wissen.

Das heutige Kunstgewerbe in England, Schottland, Belgien.

Von Elsa Brudman.

Für die Kunst, die nicht nur Bilder malt und Statuen meißelt, für die Kunst, die ihre vornehmste Kraft in den Dienst der häuslichkeit stellt und die Räume, in denen unser Leben sich abspielt, zu einem wohlthunenden und reizvollen Willen zu gestalten sucht, für sie hat das letzte Viertel unseres Jahrhunderts einen frohen, lebenspendenden Lenk gebracht. Neues zu schaffen, gutes Neues, das unseren heutigen Bedürfnissen entspricht und das Auge erfreut, ist seitdem für Künstler und Handwerker die Loosung geworden, und die jugendlich-trächtige Bewegung zieht immer weitere Kreise.

„Angewandte“, „decorative Kunst“, „Kunst im Hause“, und welche Namen man ihr sonst noch geben mag, — wenn stände sie ihrem Wesen und Zweck nach näher, als der Frau? Nicht das Haus ihr Königreich? Vermag sie nicht am besten zu beurtheilen, was noth thut, und für manche Verbesserung mit ihrem Gefühl den richtigen Weg zu weisen? — Hier erwidert der Frau, die heute auf allen Gebieten in eifrigem Wettbewerb mit dem Mann sich zu betheiligen sucht, ein ganz natürliches Feld der Betätigung. Und zwar nicht nur der künstlerisch ausübenden Frau, — durch ihrer Hände Werke, — sondern und vielleicht vor allem der auswählenden Frau, — der Hausfrau mit dem klaren, praktischen Blick sowohl, als der Dame der großen, eleganten Welt mit dem geschulten, verfeinerten Geschmack. — durch ihre Interesse, ihre Kritik, ihre Anregung zu günstigen Reformen.

In England z. B. mo durch Ruskin und Morris der erste Anstoß zur Neubebung der angewandten Künste gegeben ward, sehen wir, welche große Rolle in der Ausgestaltung des Hauses die Frau zu spielen berufen war, und welchen Einfluß sie daher auf die gesamte Entwicklung des kunstgewerblichen Stiles zu gewinnen vermochte. Ihr Reich ist das „Haus“, das, sei es auch noch so klein, mit dem dazugehörigen Garten, etwas in sich Abgeschlossenes, Vollständiges bildet. Die meist kleinen und nicht sehr hohen Räume verlangen zierlichen, duftigen Schmuck, der nicht beengt, nicht verdunkelt, sondern hell und freundlich und farbig wirkt. Da greift die Frau zu dem, was ihr zunächst sich bietet, zu den Blättern und Blüthen, die sie im eigenen Garten gepflegt. Amuthig ordnet sie dieselben in Gläser und Schalen; keinem Zimmer, keiner Mahlzeit dürfen sie fehlen. — Wieviel Schmuck und künstlerischen Sinn kann die Frau auf diesem Gebiete betheiligen!

Die Liebe für Blumen und Zweige und Gräser spinn sich nun fort in den rankenden und sich verschlingenden Pflanzen-Motiven, die auf Tapeten und Jrisen, auf Stoffen und Glasfenstern, Bucheinbänden und Mappen und Läufern in mannigfaltiger Anordnung und eigenartigen Tönen immer und immer wiederkehren. Auch die blüthen- durchwobenen, farbenstüchtigen „Liberty“-Stoffe, die weichen indischen Seiden und durchsichtigen Musselins sind aus dem gleichen Empfinden hervorgegangen.

Zu diesem Garten, ein wenig schmachtenden und zugleich etwas bizarren „Blumen-Stil“ passen keine kräftigen, massigen Möbel; das dünnbeinige, zierliche Chippenale feiert daher seine Auferstehung. Sberaton-Küsten, japanische Lackstühle und seidenbespannte Wandstühle vervollständigen in entsprechender Weise das „englische Zimmer“.

Es ist zum großen Theil durch, ganz gewiß aber für die englische Frau geschaffen worden; d. h., es ist nicht nur ihrem Geschmack, sondern auch ihrer Art zu leben angepaßt, und in dieser Zwerdewillung liegt sein Werth, seine Bedeutung. Aus diesem Momente sollen wir auch die Lehre ziehen, nicht Fremdes nachzuahmen, sondern dem

gerecht zu werden, was unser eigenes Gefühl, unsere Individualität, was unsere Klima, unsere Lebensweise fordert. — Ein Beispiel: In England ist es — nur wenig Sittlich, daß die Frau sich, sei es mit häuslichen Arbeiten, sei es mit sogenannten „weiblichen Handarbeiten“ abgiebt, jedenfalls thut sie es nicht in den gemeinschaftlichen Räumen; die Kinder erscheinen nur für kurze Zeit darin, nie zum Lernen oder irgendwelcher anderer längerer Beschäftigung, und das Rauchen ist ausschließlich im Herrenzimmer gestattet. Das „Wohnzimmer“ in unserem guten deutschen Sinn, die trauliche Stube, in welcher Groß und Klein sich versammelt, in welcher der Vater Abends seine Zeitung liest, die Mutter ihren Arbeitskorb am Fenster stehen hat, die Kinder Aufgaben machen oder den großen Tisch mit Soldaten und Puppen besetzen, die gemütliche Wohnstube, aus der ein Hauch von diesem Darin-Leben einem noch entgegenweht, selbst wenn alle sie verlassen haben, fällt im englischen Hause weg, und an ihre Stelle treten drei einzelne Räume: der Salon, das Rauch- und das Kinderzimmer. Ermachten nicht aus dieser Thatsache auch ganz verschiedene Bedürfnisse, schon von der ersten Anlage des Hauses angefangen? Werden wir uns nicht einen verhältnismäßig großen Wohnraum wünschen und alles darin, was den gemeinsamen und vielseitigen Bedürfnissen der verschiedenen Familienmitglieder entspricht, während in England die Einzelräume klein und gedrängt sein können, — jeder von ihnen nur seinem speziellen Zweck angepaßt? — In diesem einen Beispiel allein. — und es ließen sich genug ähnliche geben, — können wir sehen, wie jede Lebensweise eigentlich ihren Stil schon in sich birgt. — Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß eine Nation von der andern nichts lernen, nichts herübernehmen könne. Im Gegentheil: im regen Austausch ihrer Errungenschaften entwickeln sich die Nationen wie die Individualitäten. Nur muß die Anregung verstanden und selbstständig verarbeitet werden; sonst tritt an Stelle freien persönlichen Schaffens die mechanische Schablone, und rein äußerliche Nachahmung erstickt die lebendige Fortentwicklung guter Keime. So ist es mit dem englischen Blumenstil in seiner eigenen Heimath gegangen: der frische Quell hat nur eine kleine Stredde besfruchtet, jetzt verdockert er langsam im Sande.

Wie anders arbeiten dagegen die tüchtigen jungen Schotten in Glasgow! Nennlich wie vor einem Jahrzehnt dort die Maler-Colonie entstanden: aus kräftigen, ausgeprägten Individualitäten, die zugleich träumerisch und schaffensfreudig ihrem eigenen Wesen und dem Charakter ihres Hochlandes in unendlich feintönigen Stimmungslandschaften Ausdruck gegeben, so sehen wir jetzt eine Reihe junger Künstler auf decorativem Gebiet zu einer kleinen Gemeinde sich zusammenschließen und Gegenstände schaffen, die ähnlichem Empfinden entsprungen wie jene Bilder. — Macintosh, Macnair und die beiden Schwestern Macdonald bilden den Kern dieser Gruppe. Im ersteren erkennt man den Architekten aus seinen kontrastiv vorzüglichen, originellen Möbeln, die in ihrer etwas herbenSchlichtheit eine gesunde, kernige und eigenartige Künstlernatur verrathen. Das gleiche gilt von seinen übrigen Entwürfen für Platte, Bucheinbände, farbige Glasfenster u. s. w., nur daß hier noch ein Zug von tiefpoetischer Symbolik mitspricht, den er mit Macnair und den beiden Macdonald theilt. Deren Metall-Paneele und andere decorative Arbeiten sind ganz erfüllt davon: die fast körperlosen, überschulanten Figuren muthen uns an wie längelverhüllene merkwürdige Feenmädchen oder altindische Nympfen und bewahren trotz diesem und der stark decadenten Auffassung eine eigenthümliche Kinlichkeit. Mag man mehr oder weniger Gefallen an dieser Richtung finden, mag man ihr eine weitere Fortentwicklung zuschreiben oder sie für eine einzelne seltsame Blume halten, die sich erschließt und krieht, ohne weitere Knospen zu treiben, — ihre Vertreter sind selbständige Naturen, die ihren eigenen Weg gefunden haben und ihn unbezogen geben.

Diesen großen Vorzug haben sie gemein mit den modernen Malern, die in Brüssel rastlos und ihrer Aufgabe vollbewußt an der Arbeit sind. Auch ihnen kam die erste Anregung von England herüber; aber sie haben nicht bloß den Buchstaben, sie haben das Wesen der neuen Bewegung erfasst und vermocht, ihm eine eigenartige und reizvolle Gestaltung zu geben. Sie erkannten, daß „der neue Stil“, nach dem man rief, nicht einzig darin bestand, Tulpen und Lilien, Farnen und Orchideen in ungezählter Wiederholung auf Tapeten und Stoffe zu bannen, in Beschlägen erstarren zu lassen u. s. w., — sie verlangten freie Formen, die der Phantasie des Künstlers, seiner Schönheits-Empfindung erwaehnen sollten. Das reine Element, d. h. die Wirkung durch Linie und Farbe allein, ohne Darstellung irgendwelcher gegenständlichen Motives, ist ihr decorative Element.

Allen voran ist Henry van de Velde am Wert. Früher Pointillist, schaffte er jetzt mit seiner reichen Erfindungsabe architektonische Pläne, Möbel und Hausgeräte, Beleuchtungsörper, Ta-

peten, Bucheinbände und herrlichen Schmuck aus Edelmetallen und kostbaren Steinen. Beim Kleinsten aber wie beim Größten leiten ihn zwei Gesichtspunkte: der praktische Zweck und die Schönheit von Linie, Farbe und Material. Führen sie nicht wieder auf die Frau zurück? Arbeitet er nicht gerade ihr in die Hände, indem er den beiden Dingen Rechnung trägt, die mit dem Wesen echter Weiblichkeit zu tiefst verbunden sind: dem Sorgen für andere und der Schönheit. — Im eigenen Hause von de Velde's, draußen vor der Stadt in einem der vorzort Brüssel, da empfindet man sein Künstlerthum vielleicht am intensivsten, weil es sich so natürlich und so harmonisch giebt. Dort wird es durch keine anderen Eindrücke beeinträchtigt. In einer Ausstellung ist dies ja kaum möglich. Aber immerhin gewinnt man einen guten Einblick in sein Schaffen in den Räumen, die er in der kühleren Section mit seiner Hände Werk gefüllt. Um denselben gerecht zu werden, muß man sie eigentlich sehen; durch bloße Beschreibung vermag man weder den vornehmen Reiz der goldenen Schließen, Rämme und Broschen, noch die Schönheit der elektrischen Lichtträger wiederzugeben, noch auch die Wohlthunlichkeit und ideale Zweckmäßigkeit des vollständig eingerichteten Herren-Schreibzimmers sich vorzustellen. Der halbrunde Schreibtisch, die Bücher- und Mappenschränke, die Stühle, ja, das Intenseug und die Aschenhale sind den Bedürfnissen eines feinfühnigen Menschen in seinem Arbeitsraume abgelauscht.

Nächst van de Velde ist Lemmen zu nennen, der Künstler des Flach-Ornaments. Teppiche, Tapeten, Stoffe, Stickereien, Buchschmuck und Buchstaben-Typen legen beredtes Zeugniß ab von seinem sicheren Blick für das Decorative und von seiner seltenen Begabung, es zu gestalten. In anderer Art, als diese beiden, d. h. eben wieder: als eine auf sich selbst gestellte Persönlichkeit, arbeitet der Architekt Florin, der Erbauer der „Maisons du Peuple“ in Brüssel. Seine Hauptbedeutung liegt im vollen Erfassen und Beherrschen des constructiven Momentes, in der geschickten Ausnutzung und Ausgestaltung des Raumes. Ein völliges Sich-Berufen in den Zweck, den ein Gebäude, eine Säule, eine Lampe praktisch erfüllen sollen, das ist der Boden, aus welchem seine Schöpfungen hervorgehen. Leider verliert der Rahmen dieser Blaudeerei, mehr in's einzelne zu gehen und mancher anderer junger und vielversprechender Kräfte Erwähnung zu thun.

— Schözia Meilen um eine Eichel.

In Mexiko lebt ein Specht, 'er seine Nische und Eichel in den hoch in Baumhöhlen der dort zahlreich vorkommenden Yuccas und Acaas (die bei uns gewöhnlich, aber fälschlich mit dem Namen „Aloe“ bezeichnet werden) aufspeichert. Diese hohen Eichel sind durch natürliche Zwischenräume in eine Anzahl von absonderten Höhlen angeordnet und der fluge Vogel hat das, vielleicht vor vielen Jahren, zufällig herausbekommen, die Kenntniß ist den späteren Vogelgelehrten erhalten geblieben, und nun höher die Thiere ein Loch an dem oberen Ende jedes Oelentzündes zur Einführung, und später, wenn es sich darum handelt, sie aufzusperrigen Schätze zu gewinnen, ein zweites Loch an dem unteren Ende, um daraus die Eichel herauszulassen. Der erste Ort, an welchem diese merkwürdige Gewohnheit beobachtet wurde, war ein Hügel mitten in einer Wüste, der mit Yuccas und Acaas besetzt war; aber die nächsten Eichelbäume, auf denen die Spechte wohnen können, waren 30 englische Meilen davon entfernt, so daß diese erfindungsreichen Vögel einen Flug von 60 Meilen zu machen hatten, um eine einzige Eichel aufzubewahren. In diesen Thatsachen sind mehrere seltsame Züge zu bemerken: Erstens herfreilich auch sonst vielfach vorkommende Instinkt der Vorkorae, der die Wägel treibt, Wintervorräthe anzufammeln, zweitens die große zurückgelassene Stredde, um das Futter anzuammeln, und drittens die Benutzung des abgelesenen, von ihrem Wohnort so weit entfernten Versteckbaues, und es bleibt fraglich, ob Instinkt oder Erfahrung und eine Art Intelligenz die Thiere geleitet haben, daß solche verborgenen Höhlen in den Stangen entfernt wachsender Pflanzen bessere Verstecke liefern, als die näher liegenden Baumrinden und Astspalten.

— Qualifikation. Studiosus: Was ist denn das für ein schlechter Spatz? Mir scheint, ihr habt mir Petroselin in's Bier geschüttet? — Kommilitonen: Keine Idee! Keines Wasser! — Studiosus: Wasser?! Das ist eine Gemeinheit!

— Gemüthlich. Ein schwer beladener Wagen ist in den Hauptstraßen gerathen, und trotz aller Anstrengungen der Pferde will es dem Fuhrmann nicht gelingen, ihn wieder herauszubringen. Endlich legt sich das zahlreich umherstehende Publikum in's Mittel; dreißig Hände fassen an, und nach einer Viertelstunde ist das Gefährt flott. — Wo ist denn nun der Fuhrmann? — fragt einer der Herren. — Nun: „Der ist drüben in der Wirthschaft; — wenn 'n Wagen raus haben, soll ich 'n rufen, hat er g'sagt!“